

**A X E L R E I T Z**

**ICH WAR DER**

**HITLER** von  
**KÖLN**

**MEIN WEG AUS DER NEONAZISZENE UND  
WIE EXTREMISMUS EFFEKTIV BEKÄMPFT  
WERDEN KANN – EIN AUSSTEIGERBERICHT**

**FBV**

# PROLOG

Der Tag, der mein Leben endgültig verändern sollte, begann mit einem unerwarteten Besuch. Es war noch früh am Morgen, und ich hatte eine lange Nacht hinter mir, als mich ein lautes, schrilles Geräusch aufschreckte. Ich riss die Augen auf. Was war das? Hatte es da gerade geklingelt? Oder träumte ich nur? Noch im Halbschlaf schaute ich auf meinen Wecker. Es war gerade einmal 4.47 Uhr. Ich legte mich wieder hin, zog mir ein Kissen über den Kopf und drehte mich zur Seite. Da machte bestimmt nur irgendein betrunkenener Idiot Terror draußen auf der Straße.

Doch es dauerte nur ein paar Sekunden, da schrillte es erneut. Dieses Mal noch länger. Gleichzeitig fing jemand an, wie wild an meine Tür zu klopfen. »Herr Reitz!«, hörte ich eine Stimme. »Machen Sie die Türe auf! Wir wissen, dass Sie zu Hause sind!« Jetzt war ich hellwach. Das war direkt vor meiner Haustür. Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen und sprang aus meinem Bett. Ich ging alle Optionen in meinem Kopf durch. Waren das irgendwelche Leute, die mich aufmischen wollten? Die Gefahr bestand. Ich bekam immer mal wieder Morddrohungen. Nach einem Jahrzehnt in der Naziszene hatte ich mehr als genug politische Gegner, die mir den Schädel einschlagen wollten. Noch immer etwas überfordert,

taumelte ich in Richtung Flur, und als ich kurz vor meiner Haustür stand, hörte ich plötzlich ein Bohrgeräusch. Wollte man mir da gerade tatsächlich die Tür aufbohren? Ohne nachzudenken, riss ich sie instinktiv auf und erschreckte mich beinahe zu Tode, als ich plötzlich ein Dutzend uniformierter Männer vor mir stehen sah.

»Guten Morgen«, begrüßte mich ein massiver, beinahe zwei Meter großer Beamter und hielt mir seinen Ausweis vor die Nase. »Polizei. Es liegen ein Durchsuchungsbeschluss und ein Haftbefehl gegen Sie vor.« Noch bevor ich verstand, was der Mann da sagte, drängten sich schon die restlichen Beamten an mir vorbei in meine Wohnung und begannen systematisch, alles auf den Kopf zu stellen. Die Polizisten rissen die Schubladen aus den Schränken und schütteten alles auf den Boden. Ein paar behandschuhte Männer begannen, meine elektronischen Geräte zu konfiszieren. Einer stöpselte meinen Computer aus und trug ihn nach draußen. Es passierte alles so schnell, dass ich gar nicht richtig realisierte, was da vor sich ging. »Was ist denn eigentlich hier los?«, fragte ich den Beamten, der neben mir stand. »Herr Reitz, das ist eine Hausdurchsuchung.« Er ließ eine kurze Pause. »Und gegen Sie liegt ein Haftbefehl vor.« »Ein Haftbefehl?« Ich fasste mir an den Kopf und dachte nach. Was hatte ich denn angestellt? Ich dachte fieberhaft nach. Nein, da war nichts. Ich war mir keiner Schuld bewusst. »Unterstützung einer kriminellen Vereinigung«, schob der Polizist nach, doch bevor ich darüber nachdenken konnte, was das bedeutete, knurrte er mich erneut an: »Ziehen Sie sich was an, Herr Reitz.«

Ich schaute an mir herunter. Ich trug noch immer bloß meinen Morgenmantel. »Sie wollen mich jetzt wirklich verhaften?«, fragte ich noch einmal nach und ärgerte mich über mich selbst. Was für eine blöde Frage, die hätte ich mir auch sparen können. »Was für

eine blöde Frage«, entgegnete mir der Polizist. »Denken Sie, wir sind vorbeigekommen, um Ihnen Ihr Frühstück zu bringen? Und jetzt ziehen Sie sich endlich etwas an.« Ich biss mir auf die Lippen und ging in mein Schlafzimmer, wo ich ein weißes Hugo-Boss-Hemd aus dem Schrank zog. »Das nicht«, raunzte mich der schlecht gelaunte Polizist an. »Wie, das nicht?« Ich drehte mich um und schaute den Zwei-Meter-Mann verdutzt an. »Die weißen Hemden kassieren wir ein. Die gelten als Uniform.« Ich überlegte kurz, ob ich etwas dazu sagen sollte, sparte mir aber den Kommentar.

»Na los, Reitz! Ziehen Sie sich halt etwas anderes an.«

Ich zuckte mit den Schultern und griff mir irgendein kariertes Hemd aus dem Schrank. Während ich es mir überstreifte, sah ich, wie ein Mann im Anzug Kreise in meinem Wohnzimmer drehte und aufgeregt etwas in sein Telefon brüllte: »Ja, den Reitz haben wir schon einmal erwischt!« Wahrscheinlich ein Staatsanwalt, dachte ich mir. Als ich wieder in das Wohnzimmer ging, sah ich wie einer der Polizisten meine eingerahmte Hitler-Fotografie von der Wand nahm. »Interessanter Einrichtungsgeschmack«, brummte er. »Hören Sie«, sagte ich zu dem Zwei-Meter-Polizisten, der die ganze Zeit wie ein Wachhund neben mir hertrötete. »Ich will einen Anwalt, und zwar jetzt!« Das hier war nicht mein erster Kontakt mit der Polizei. Ich kannte meine Rechte.

»Kriegen Sie auf der Wache.«

»Aber ich habe jetzt einen Anspruch.«

»Einen Scheiß haben Sie ...«

»Okay«, dachte ich, »scheinbar ist das hier wirklich eine ernste Nummer. Diese Jungs scheinen nun wirklich überhaupt keinen Spaß zu verstehen.« Doch noch bevor ich weiter darüber nachdenken konnte, drückte mich der Kerl bereits gegen die Wand und legte mir Handschellen an. »Ist das Ihr Ernst?«, fluchte ich. »Glau-

ben Sie denn ernsthaft, ich laufe Ihnen hier weg, oder was?» Doch es hatte keinen Sinn. Man packte die harten Bandagen gegen mich aus.

Ich wurde abgeführt, und als ich meine Wohnung verließ, zuckte ich für einen kurzen Moment zusammen. Ein helles Scheinwerferlicht blendete mich. Ich blinzelte. »... und hier kann die Polizei einen ersten Ermittlungserfolg vorweisen«, hörte ich eine Frauenstimme. »Der Mann, der hier abgeführt wird, ist Axel Reitz, der sogenannte Hitler von Köln. Der Staatsanwaltschaft ist ein großer Schlag gegen die deutsche Neonaziszene geglückt.« Das war ein Fernsighteam. Jetzt verstand ich auch, warum man mir die Handschellen angelegt hatte. Das war besser für die Show, die sie veranstalten wollten. Nachdem man mich genügend vorgeführt hatte, wurde ich auf den Rücksitz eines Polizeiwagens gesetzt. Als man die Tür hinter mir schloss, sank ich tief in den Ledersitz ein und atmete durch. Mir war, als würde sich meine Kehle zuschnüren.

Es war nicht das erste Mal, dass ich in Handschellen abgeführt wurde. Aber dieses Mal war etwas anders. Bei all den Festnahmen zuvor war ich stets der Ansicht, mir geschehe eine ungeheure Ungerechtigkeit. Da war ich wütend und kämpferisch. Ich wehrte mich so gut, wie ich konnte. Doch dieses Mal lagen die Dinge anders. Ich war nicht mehr wütend, sondern einfach nur müde und erschöpft. Mein Akku war leer. Und ich hatte keine Lust mehr zu kämpfen, weder für mich noch für die Szene. Eine Szene, der ich beinahe mein gesamtes Leben geopfert hatte. Dabei glaubte ich doch schon längst nicht mehr an sie. Ich zuckte zusammen. Es war das erste Mal, dass ich diesen Gedanken zuließ. Ich hegte ihn schon die letzten Monate instinktiv, aber hatte mich nie getraut, ihn auszuformulieren.

Aber ja: Ich glaubte nicht mehr an diese Szene. Und ich wollte auch gar nichts mehr mit ihr zu tun haben. Mein Magen zog sich

zusammen. Es bereitete mir körperliche Schmerzen, diesen Gedanken einmal konsequent zu Ende zu denken. Ich war mein ganzes Leben einer Ideologie hinterhergelaufen, doch mein unerschütterlicher Glaube hatte tiefe Risse bekommen.

Aber was, fragte ich mich, was würde noch von mir übrigbleiben, wenn ich meinen Glauben aufgäbe? Der Mensch Axel Reitz und der Nazi Axel Reitz waren doch identisch. Mein ganzes Leben war ein politischer Kampf. Und dieser beherrschte mein Dasein. Dabei hatte ich die Wahrheit längst erkannt, auch wenn ich es mir bis zu diesem Zeitpunkt nicht eingestanden hatte. Ich hatte einen Fehler gemacht, denn ich hatte mich irgendwann und irgendwo fürchterlich verlaufen.

Ein Polizist öffnete die Fahrertür und nahm vorne Platz. Er schmiss den Motor an. Ich hatte keine Ahnung, was genau man mir vorwarf. Ich hatte keine Ahnung, was als Nächstes passieren würde. Aber vielleicht, dachte ich, vielleicht war dieser Tag eine Art Weckruf. Vielleicht war das der letzte Weckruf, den ich noch bekommen würde. So konnte es einfach nicht mehr weitergehen. Ich schaute aus dem Fenster. Es begann zu regnen. Ich sah die Polizisten, die meine halbe Wohnung ausräumten. Sie trugen mein ganzes Leben in ihren Händen. Wie war es nur so weit gekommen? Wie hatte ich mich nur so sehr verlaufen können? Und wo hatte das Ganze begonnen? Ich schloss meine Augen und versuchte, die vielen Bilder in meinem Kopf zu sortieren.

# 1. DER EINSTIEG

Die Geschichte meines jungen Lebens war viele Jahre die Geschichte einer Radikalisierung, die Geschichte eines schrecklichen Irrwegs. Mit 13 Jahren bin ich eine Reise angetreten, auf der ich mich fürchterlich verirrt habe. Ich bin einen Weg gegangen, auf den ich rückblickend nicht stolz bin. Einen Weg, auf dem ich viele Menschen verletzt und gedemütigt habe.

Ich hätte auf diesem Kurs unzählige Abzweigungen nehmen können, um doch noch einmal umzukehren, aber ich habe sie alle verpasst. Bis ich irgendwann an einem Abgrund stand, von dem aus ich endlich klar sehen konnte, was ich aus meinem Leben gemacht hatte. Ich blickte herab auf eine Welt, die auf Hass, Intoleranz und Fremdenfeindlichkeit basierte. Das war der Moment, an dem ich mich entschloss, nie wieder in dieses Leben zurückzukehren.

Ich habe mich oft gefragt, wo diese Geschichte eigentlich anfängt. Und ich habe die unterschiedlichsten Antworten darauf gefunden. Vielleicht beginnt meine Geschichte am 10. Januar 1983 in Fliesteden. Fliesteden ist eine kleine, beschauliche Gemeinde im Rhein-Erft-Kreis. Es gibt dort 2000 Einwohner, einen Bäcker, einen Metzger und einen Tante-Emma-Laden. In Fliesteden kennt jeder

jeden. Alles ist beschaulich und geordnet, alltägliche Kriminalität ist dort ein Fremdwort. Als ich das Licht der Welt erblickte, war ich ein Nachzügler. Meine Mutter hatte bereits aus erster Ehe eine Tochter, die schon nicht mehr bei uns im Haus wohnte. Mein größerer Bruder war 15 Jahre älter als ich. Und mein ältester Bruder lebte nur noch als Erinnerung bei uns. Er verstarb, noch bevor ich geboren wurde. Mein Vater war leitender Außendienstmitarbeiter bei Bayer und verdiente sehr gut. Meine Mutter war Hausfrau, und ich war der Mittelpunkt ihrer Welt. Diese Bindung dürfte sich noch einmal verstärkt haben, als ich schon als Kind an Diabetes Typ I erkrankte. Von diesem Moment an stand ich noch mehr im Mittelpunkt und wurde behütet und umsorgt. Meine Mutter achtete permanent darauf, dass es mir gut ging und ich meine Insulinspritzen regelmäßig bekam. Vielleicht entwickelte ich damals unbewusst das Bedürfnis, im Zentrum des Interesses zu sein. Zumindest zog sich dieser Drang wie ein roter Faden durch meine Kindheit. Ich wurde zu einem kleinen Exzentriker. Ich hörte als kleiner Junge gerne klassische Musik und lief ständig mit einem geschnitzten Holzstab und einem Magierhut, den ich von einem Karnevalskostüm zweckentfremdet hatte, durch die Nachbarschaft und spielte Dirigent.

Vielleicht beginnt meine Geschichte aber auch an einem Samstagabend, als ich gerade elf Jahre alt war und mit meinen Eltern vor dem Fernseher saß. Es war Winter, draußen war es ziemlich kalt, die Heizung war hoch aufgedreht, und wir saßen zu viert auf der Couch. Mein Vater zappte durch das Programm und blieb bei einer Volksmusiksendung der ARD hängen. »Ach toll«, freute er sich, als Marianne und Michael auf der Bühne standen und irgendein kitschiges Lied schmetterten. Mein Bruder und ich warfen uns vielsagende Blicke zu, was mein Vater sofort mitbekam.

»Ja, ja«, fing er gleich an zu motzen, »ich weiß schon, ihr mögt das nicht. Aber da kann ich ja nichts dafür, dass ihr keinen richtigen Geschmack habt.«

Das war typisch für meinen Vater. Sein Film- und Musikgeschmack ging ihm über alles. Was uns anderen gefiel, lehnte er kategorisch ab. Er fand unsere Vorlieben immer »Mist« oder »etwas für Dumme«. Meine Mutter gab ihm nie groß Paroli, und auch ich hatte es bis zu diesem Samstagabend einfach so hingenommen.

»Wisst ihr«, setzte mein Vater noch einmal nach, »Volksmusik ist mit großem Abstand die erfolgreichste Musik in Deutschland. Das sagt doch alles.«

»Das stimmt nicht«, widersprach ich ihm.

Für einen kurzen Moment herrschte Stille im Zimmer. Es war das erste Mal, dass ich meinem Vater so deutlich widersprach.

»Doch, es stimmt natürlich«, bekräftigte er noch einmal.

»Papa«, blieb ich bei meiner Meinung. »Das ist doch völliger Quatsch. Nimm doch alleine einen Weltstar wie Michael Jackson. Der verkauft sehr viel mehr CDs und Schallplatten als deine Volksmusiker-Dödel.«

»Tut er nicht«, beharrte mein Vater stur.

»Und warum steht er dann ständig auf dem ersten Platz in den Hitparaden?«

Mein Vater bekam einen roten Kopf, schaltete den Fernseher ab und stand von der Couch auf. »Du hast doch überhaupt keine Ahnung von der Welt, Junge!«, brüllte er und verzog sich. Auch das war typisch für meinen Vater. Er konnte ein Querulant sein. Seine Meinungen zu allen möglichen Themen waren unumstößlich. Es war einfach nicht möglich, ihn in irgendeinem Fall vom Gegenteil zu überzeugen. Egal, wie gut meine Argumente waren, er blieb stur bei seinem Punkt. Wäre er der Ansicht gewesen, die Welt sei ein

Quadrat, dann hätte selbst die NASA ihm nicht die Wahrheit klar machen können. Allerdings bezog sich die Sturheit meines Vaters nicht auf politische Inhalte, sondern mehr auf alltägliche Dinge. Es störte mich, dass er bestimmte Sachverhalte nicht hinterfragte. Einmal rief die Mutter eines Klassenkameraden bei ihm an. Wir hatten uns auf dem Schulhof ein bisschen in die Wolle gekriegt, weil er mich permanent geärgert und ich mich irgendwann zur Wehr gesetzt hatte. Aber meinen Vater interessierte meine Version der Geschichte gar nicht. Er gab der Mutter meines Mitschülers uneingeschränkt recht, dass ich Mist gebaut hätte. In dieser Zeit entwickelte ich einen ausgeprägten Gerechtigkeitsinn. Ich reagierte empfindlich, wenn man mir Unrecht tat.

Aber im Grunde beginnt meine Geschichte an einem völlig unspektakulären Schultag in der siebten Klasse, an dem mein Wunsch, im Mittelpunkt zu stehen, und mein übersteigerter Gerechtigkeitsinn herausgefordert wurden und mich auf einen Weg führten, der mein gesamtes weiteres Leben für immer verändern sollte.

\* \* \*

Frau Dr. Söhnke-Wittlau legte das Buch auf dem Lehrerpult ab und blickte in die Klasse. »Und dann«, sagte sie, »dann habe ich mir noch etwas ganz Besonderes für unsere Projektwoche überlegt.«

Die Projektwoche, ein kollektives Stöhnen ging durch das Klassenzimmer. Die Projektwoche war eines dieser Themen, für das sich die Begeisterung meiner Mitschüler in doch sehr engen Grenzen hielt. Bei mir war das anders. Ich richtete mich ein wenig auf und hörte zu. Ehrlich gesagt: Ich freute mich auf die Projektwoche. Wir sollten eine Art Einführung in die deutsche Politik erhalten. Von der Geschichte der Bundesrepublik über die Funktions-

weise des deutschen Parlamentarismus. Was für meine Mitschüler fürchterlich langweilig war, empfand ich als spannend.

Ich war 13 Jahre alt, auf der Realschule und aufgrund meiner Faulheit nicht immer der beste Schüler gewesen. In Mathe und Physik hatte ich noch immer schlechte Noten und so konzentrierte ich mich auf die Fächer, die mich interessierten. Das waren meistens die klassischen Laber-Fächer, wie Deutsch oder Politik, da konnte ich punkten.

»Damit das alles nicht ganz so trocken und bloß Theorie ist«, fuhr Frau Söhnke-Wittlau fort, »werdet ihr ein Jugendparlament gründen.«

Fragende Blicke im Klassenzimmer. Ein Jugendparlament?

»Ihr gründet kleine Parteien«, erklärte unsere Sozialkundelehrerin. »Und mit diesen Parteien setzt ihr euch für die Belange hier in der Schule ein.« Sie führte aus, was sie damit meinte: »Ihr könnt euch etwa für den Naturschutz einsetzen. Dass der Schulteich künftig besser gepflegt wird. Oder für mehr Recht und Ordnung, in dem ihr etwa fordert, dass die Raucherecke besser kontrolliert wird.« Frau Söhnke-Wittlau schaute in die Klasse und fuhr fort: »Ihr könnt kreativ sein. Und damit ihr eine ungefähre Vorstellung davon entwickelt, was ihr in euer Parteiprogramm schreiben könnt, möchte ich, dass einer von euch als Projektarbeit die Wahlprogramme der echten Parteien vorstellt.«

Und damit es ein bisschen mehr Abwechslung gab, sollten das eben nicht nur die Programme der im Bundestag vertretenen Parteien sein, sondern auch solche der Kleinstparteien. »Meldet sich irgendetwas freiwillig?«, fragte meine Lehrerin. Ich schaute mich in der Klasse um. Wie zu erwarten war, meldete sich niemand. »Ach«, dachte ich, »was soll's?« Ich fand diese Aufgabe irgendwie spannend und hob meinen Finger. Frau Söhnke-Wittlau

lächelte und nickte. »Sehr gut, Axel«, sagte sie. »Dann übernimmst du das.«

Meine Sozialkundelehrerin mochte mich, und ich mochte sie. Frau Söhnke-Wittlau war keine klassische Lehrerin. Sie war eine promovierte Theologin, eine ältere, durchaus resolute Dame, die immer mit Herzblut bei der Sache war. Sie war beseelt davon, für die richtigen Werte einzutreten. So gehörten zu ihrem Unterricht oft lange Exkurse über den deutschen Nationalsozialismus und die Urschuld der Deutschen. Irgendwie war das ihr Thema: die bösen Nazis und die Gefahr, die von ihnen ausging. Ich hatte mich daran nie gestört. Im Gegenteil, ich hatte sogar einmal *Schindlers Liste* in den Unterricht mitgebracht und vorgeschlagen, den Film im Unterricht zu schauen. Das stieß bei Frau Söhnke-Wittlau natürlich auf offene Ohren. Ich hatte den Streifen vorher gesehen und war erschreckt über die Verbrechen der Nazis. Ganz klar, dass das die Bösen waren. Und ganz klar, dass Frau Söhnke-Wittlau hier klare Kante zeigte.

Ich ging nach Hause und widmete mich noch am selben Nachmittag meiner Aufgabe. Irgendwie musste ich an sämtliche Parteiprogramme herankommen. Zunächst aber galt es herauszufinden, welche Parteien es überhaupt gab. Das war gar nicht so einfach, denn wir befanden uns in der Prä-Internet-Ära, eine einfache Google-Suche war entsprechend nicht drin. Ich schrieb also den Bundeswahlleiter in Bonn an. Der ließ mir nach ein paar Tagen eine Liste mit allen zur Wahl zugelassenen Parteien zukommen. Von vielen hatte ich noch nie etwas gehört: die Anarchistische Pogo Partei Deutschlands, die Bayernpartei, die Grauen. Knapp 40 Parteien standen auf der Liste. Ich formulierte einen Standardbrief, kopierte ihn 40-mal und schickte ihn an die Adressen der jeweiligen Parteizentralen. Dann hieß es abwarten. Einige Par-

teien antworteten gar nicht. Einige existierten vielleicht auch schon gar nicht mehr. Aber viele Parteien schrieben mir tatsächlich und schickten mir ihre Wahlprogramme.

Nach ein paar Tagen erreichten mich die ersten Antworten. Große Umschläge, die vollgestopft waren mit jeder Menge Wahlkampfmaterialien. Broschüren, Flyer, Kugelschreiber und Sticker waren dabei. Ich fischte das jeweilige Wahlprogramm heraus und stopfte die restlichen Unterlagen in meinen Schrank. Dann blätterte ich die Programme durch und klebte sie unsortiert auf eine große Pappe. Nach einer Woche hatte ich genug Material zusammen. Ich beschloss, dass meine Arbeit nun fertig war und nahm sie mit zur Schule, um sie meiner Lehrerin zu präsentieren.

\* \* \*

Als am nächsten Tag der Sozialkundeunterricht zu Ende war, wartete ich ab, bis die anderen Schüler den Klassenraum verlassen hatten und in die Pause gegangen waren. »Frau Söhnke-Wittlau«, sagte ich dann und ging auf sie zu. »Ich bin fertig mit den Wahlprogrammen.« Ich legte meine Collage auf das Lehrerpult. Ich hatte alle Programme nebeneinander angeordnet, sodass man sie aufklappen und durchlesen konnte. Ehrlich gesagt, machte ich mir keine allzu großen Illusionen, dass die anderen Schüler sich wirklich mit meinem Material auseinandersetzen würden, aber das war schon okay. Es war eine leichte Aufgabe gewesen, eine sichere gute Note.

Frau Söhnke-Wittlau betrachtete das Plakat und nickte. »Sehr schön«, sagte sie. »Sehr, sehr schön. Das hast du wirklich gut gemacht.« Ich freute mich über das Lob und merkte meiner Lehrerin an, wie viel Freude sie an dem Plakat hatte.

Nach und nach entdeckte sie viele der unbekannteren Parteien und blätterte ein wenig in den Prospekten. »Dafür gebe ich dir eine 1, Axel«, sagte sie. »Nur eine Sache geht nicht. Die hier ...«, sagte sie und riss drei Programme von dem Plakat herunter, »die hier können wir nicht zeigen.« Ich stutzte. Was war denn jetzt los? Hatte meine Lehrerin gerade wirklich drei Programme von meiner Collage heruntergerissen? Ich schaute sie fragend an. »Diese Parteien«, sagte meine Lehrerin, »stellen wir hier nicht aus. Denen geben wir kein Forum.« Ich verstand nicht, was sie meinte, und schaute mir die Programme an. Es waren die von der NPD, der DVU und den Republikanern.

»Was soll das bedeuten?«

»Das sind radikale Parteien«, sagte sie. »Die stellen wir in unserer Schule nicht aus.«

»Moment mal«, dachte ich. Was sollte das denn? Die Aufgabe war es doch, alle wählbaren Parteien auszustellen. Da konnte meine Lehrerin doch nicht einfach drei Programme wegnehmen. Ich fragte noch einmal nach. »Die sind radikal, die wollen wir hier nicht«, sagte sie nur.

»Aber das sind ganz normale Parteien, die man ganz normal wählen kann. Wenn sie so schlimm wären, dann wären sie doch verboten.«

Ich erklärte ihr, dass sie auf der Liste waren, die mir der Bundeswahlleiter geschickt hatte. Aber Frau Söhnke-Wittlau schaute mich nur an, zerriss die Wahlprogramme demonstrativ vor meinen Augen und schmiss sie dann in den Mülleimer. Diskussion beendet. Ich blieb zurück und verstand die Welt nicht mehr.

Die Art, wie sie mit mir sprach, erinnerte mich an die Diskussionskultur von meinem Vater. Der sagte auch einfach immer, dass das Gespräch beendet war, statt meine Einwände irgendwie

ernst zu nehmen. Alleine das triggerte mich schon ungeheuer. Sie stellte dann die Reste meines Materials aus. Die anderen Schüler schauten einmal drüber und schrieben sich ein paar Sätze heraus, die sie für ihre Schülerparteien nutzten. Die Schülerpartei, die sich um den blöden Teich kümmern wollte, griff eine Naturschutzparole heraus. Niemanden interessierte es, dass drei Programme fehlten. Nur ich ärgerte mich.

Abends lag ich in meinem Bett und dachte noch einmal über alles nach. Mir ging die Sache nicht mehr aus dem Kopf. Eigentlich mochte ich Frau Söhnke-Wittlau. Aber ihr merkwürdiges Verhalten konnte ich einfach nicht begreifen. Wenn sie es mir wenigstens erklärt hätte. Ich schaltete mein Nachtlicht an und setzte mich auf die Kante meines Bettes. Lag es vielleicht doch an mir? Hatte ich irgendwas übersehen? Ich stand auf und ging zu meinem Schreibtisch, wo ich noch einmal alle Unterlagen durchging, die man mir geschickt hatte.

Tatsächlich hatte ich noch die Umschläge von den drei Parteien, die sie für das ultimative Böse erklärt hatte. Die Republikaner, die NPD und die DVU. Ich schaute mir die Flyer und die Programme noch einmal etwas genauer an. Die NPD warb mit der Parole »Sicherheit durch Recht und Ordnung«. Ich zuckte mit den Schultern. Was war daran so verkehrt? Was konnte man gegen Sicherheit haben? Oder gegen Recht? Oder gegen Ordnung? Und selbst wenn man nicht der Law-&-Order-Typ sein mochte, dann waren diese Forderungen doch kein großes Problem, oder? Zumindest rechtfertigte das meiner Meinung nach nicht die Zensur durch Frau Söhnke-Wittlau.

Die Sticker der DVU waren die knalligsten. »Ich bin stolz ein Deutscher zu sein«, stand da drauf. Oder »Deutschland, Deutschland über alles«. Das fand ich schon ziemlich platt. Aber auch hier

sah ich keinen Grund, dass man diese Parteien so verteufelte wie meine Lehrerin. Wie konnte es sein, dass sie sich so sehr über die paar Sprüche aufregte? Ich begriff es einfach nicht. Zumal die Programme von den linksextremen Parteien kleben bleiben durften. Daran störte sich meine Lehrerin offenbar nicht. Dabei hatten sie meine Meinung nach viel schärfere Positionen. Sie warben ganz offen mit der »Revolution«. Und die PDS schrieb ganz klar »Wir sind nicht sozial. Wir sind Sozialisten.« Ich entschied mich, die Parteien noch einmal anzuschreiben und zu erläutern, was mir passiert war. Ich wollte ihre Inhalte verstehen.

Wieder verging einige Zeit. Von der DVU und den Republikanern bekam ich keine Antwort mehr, aber von der NPD. Sie schickten mir weitere Materialien zu: unter anderem die Parteizeitung *Deutsche Stimme* und jede Menge Unterlagen, ergänzt durch einen Brief des Vorsitzenden der NPD Köln, Peter Lingnau. Er lud mich ein, einfach mal bei einem Treffen vorbeizukommen. Ich legte die Einladung beiseite und blätterte die NPD-Broschüren durch. Ich las mich ein wenig ein. Die Themen erschienen mir noch immer nicht verkehrt zu sein. *Schutz der Familie. Schutz der Jugend vor Rauschgift*. Das fand ich jetzt alles nicht sonderlich schlimm. Warum durfte das nicht gezeigt werden?

Und dann las ich in der Parteizeitschrift noch etwas, das mich stutzig machte. Dort stand, dass manche Menschen im Gefängnis saßen, nur weil sie ihre Meinung gesagt hatten. Das konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Seit wann kam man denn ins Gefängnis, nur weil man seine Meinung vertrat? Ich meinte, wenn man jemanden körperlich angriff, na klar, das war eine Straftat. Aber, wie ich fand, konnte man doch jede Ansicht der Welt äußern, egal, wie doof sie war. Wir lebten ja schließlich in Deutschland, einem Rechtsstaat, einer freien Demokratie. Also beschloss

ich, das Thema Meinungsfreiheit im nächsten Sozialkundeunterricht anzusprechen.

\* \* \*

Ich hatte mich vorbereitet. Die *Deutsche Stimme* und ein paar der zugeschickten Broschüren hatte ich gelesen. Aber das sollte reichen, da war ich mir sicher. Ich hatte gute Argumente an der Hand, um Frau Söhnke-Wittlau entgegenzutreten. Immerhin hatten wir einiges zu besprechen. Ich spürte, wie ich langsam aufgeregter wurde, als sie das Klassenzimmer betrat. Für mich war das so etwas wie ein kleiner Showdown. Und ich hatte mir dafür auch genau den richtigen Tag ausgesucht. Denn heute sollte es im Unterricht darum gehen, die Projektwoche auszuwerten. Was war gut gelaufen, was schlecht, und was hatten wir aus der Woche gelernt?

Ich wartete auf die erstbeste Gelegenheit, dann meldete ich mich. Frau Söhnke-Wittlau atmete schwer aus. Seit ich im Unterricht immer wieder Fragen stellte, die ich aus der NPD-Broschüre aufgeschnappt hatte, waren meine Sympathiewerte bei ihr in den tiefsten Keller gesunken. Von ihrem Lieblingsschüler war ich zu einer beinahe unerwünschten Person geworden. Zumindest kam es mir so vor. »Ich habe gelernt«, begann ich mit geschwellter Brust, »dass es um die Meinungsfreiheit in diesem Land nicht sonderlich gut bestellt ist.« Zack. Das hatte gesessen. Ich lehnte mich zurück und beobachtete ihre Reaktion. Nach und nach verfärbte sich ihr Gesicht in ein immer dunkleres Rot.

»Was redest du denn da für einen Unsinn, Axel?«, begann sie gegenzuhalten. »Das Recht auf eine freie Meinung endet dort, wo die Rechte anderer Menschen gefährdet werden.«